

Tilman Spreckelsen
Fast wie im Märchen

Propyläen wurde 1919 durch die Verlegerfamilie Ullstein als Verlag für hochwertige Editionen gegründet. Der Verlagsname geht zurück auf den monumentalen Torbau zum heiligen Bezirk der Athener Akropolis aus dem 5. Jh. v. Chr. Heute steht der Propyläen-Verlag für anspruchsvolle und fundierte Bücher aus Geschichte, Zeitgeschichte, Politik und Kultur.

TILMAN
SPRECKELSEN

FAST WIE IM MÄRCHEN

DIE BRÜDER GRIMM
UND IHRE ZEIT

Propyläen

www.ullstein.de

ISBN 978-3-549-11011-9

Propyläen ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage

1. Auflage Oktober 2026

© 2026 by Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126,

10117 Berlin / Propyläen

Lektorat: Frank Griesheimer, Starnberg

Vor- und Nachsatz: Peter Palm

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de.

Gesetzt aus der Sabon LT

Satz und Repro: Savage Types Media GbR, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Dem Andenken meines Vaters
Kay Spreckelsen (1934–2024)

EDITORISCHE NOTIZ

Zur Zeit der Brüder Grimm gab es keine allgemein verbindliche Rechtschreibung. Das zeigt sich auch in den vielen privaten Briefen jener Epoche, die in diesem Buch zitiert werden. Die Briefe der Henriette Zimmer etwa sind manchmal erst dann vollends verständlich, wenn man sie laut und in hessischer Diktion vorliest.

Im Fall von Jacob Grimm kommt hinzu, dass er seit ungefähr 1820 konsequent bis auf Namen alles kleinschreibt; Wilhelm folgt ihm darin, ebenso dessen Sohn Herman Grimm. Allerdings haben spätere Herausgeber bisweilen in die Schreibung der Grimms eingegriffen.

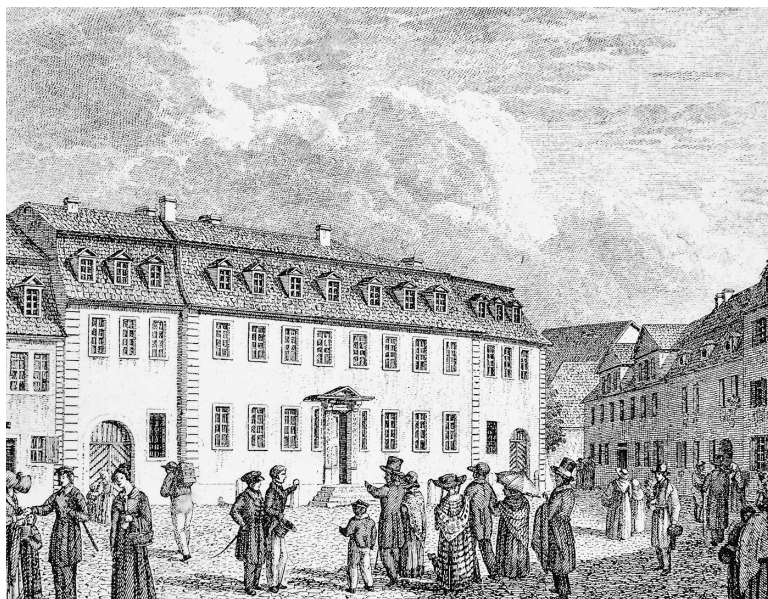
In diesem Buch werden alle Zitate entsprechend den jeweils angeführten Editionen wiedergegeben.

INHALT

II	PROLOG: ZUM GLÜCK SPRICHT GOETHE FRANKFURTISCH
	Ein Märchensammler in Weimar
25	1 OCHSENBRATEN FÜR DEN KAISER
	Hanau und die Familie Grimm
43	2 TUMMELPLATZ DER KINDHEIT
	Frühe Jahre in Steinau
61	3 SIE SOLLEN JA AUCH MAL SPAß HABEN
	Jacob und Wilhelm als Schüler in Kassel
81	4 TÄGLICH IN DIE LEIHBÜCHEREI
	Studium in Marburg
99	5 UND EINEN NEUEN ROCK BRAUCHT ER AUCH
	Jacob in Paris
117	6 ENDLICH WIEDER ZUSAMMEN
	Gemeinsame Jahre in Kassel
157	7 KEINE LUST AUF DIE MORGENMESSE
	Ludwig Emil Grimm zieht in die Welt

- 171 **8 BEI UNS WIRD TÄGLICH GEPUTZT, LIEBE TANTE!**
Die Familie Grimm im Königreich Westphalen
- 205 **9 LIEBSTER BRUDER!**
Wilhelm Grimm und das ängstliche Herz
- 221 **10 DAS PFERD FRISST NICHT,
UND DIE PRINZESSIN WEINT**
Die Kinder- und Hausmärchen
- 239 **11 HAARE WIE BRANDPFEILE**
Jenny von Droste-Hülshoff und die westfälischen
Märchensammler
- 255 **12 VOLKSMÄRCHEN IN DER WOLLZEILE**
Von den Befreiungskriegen bis
zum Wiener Kongress
- 283 **13 DER SCHWARZE RITTER ERKÄLTET SICH**
Kassel von 1815 bis zum Tod des Kurfürsten
- 303 **14 »KRESEMPELN« FÜR FORTGESCHRITTENE**
Dortchen und Wilhelm
- 315 **15 DER KARNEOLKÖPFCHENRING**
Entfremdung von Kassel
- 331 **16 DA GILT KEIN HEUCHELN**
Jacob und Wilhelm Grimm in Göttingen

347	17 GIPFELTREFFEN DER MÄRCHENDICHTER Familie Grimm zieht nach Berlin
367	18 VERLOREN IM BÜCHERPARADIES Ein Märchensammler in Wolfenbüttel
383	19 WER ZU UNS KOMMT, IST FREI Germanistentag und Paulskirche
399	20 UNBESCHREIBLICHE SEHNSUCHT Die letzten Jahre in Berlin
413	EPILOG: EINEN SCHÖNEN PLATZ HABEN DIE KINDER AUSGESUCHT Was bleibt von der Familie Grimm?
427	Dank
429	Quellen, Literatur und Abkürzungen
441	Bildnachweis
443	Anmerkungen
451	Register



Goethes Haus in Weimar
(Stich von Ludwig Schütze nach einer Zeichnung
von Otto Wagner, 1827)

PROLOG

ZUM GLÜCK SPRICHT GOETHE FRANKFURTISCH

EIN MÄRCHENSAMMLER IN WEIMAR

»BESUCHAMEISE, f., *wer von Besuch zu Besuch läuft*«

(*Deutsches Wörterbuch*, Band 1, Spalte 1688)

Es ist dunkel und kalt, der Wind bläst heftig. Ein Wintermorgen in Halle. Ein junger Mann, vergrippt und herzkrank, verabschiedet sich von seinen Freunden und besteigt die offene Kutsche Richtung Weimar. Ob er seine Ziele erreichen wird, weiß er nicht: im Haus am Frauenplan die Schwelle mit dem Schriftzug »Salve« zu überschreiten, vom berühmten Hausherrn empfangen zu werden, ein paar Worte oder mehr mit dem Geheimen Rat zu wechseln und schließlich eine Bitte vorzubringen. Bei seinem letzten Besuch in Weimar, wenige Monate zuvor, hat es nicht geklappt.

Es ist der 8. Dezember 1809, ein ganzer Tag in der Kutsche, viel Zeit zum Nachdenken. Wilhelm Grimm ist dreundzwanzig Jahre alt und noch immer ohne Anstellung. Er hat sein Jurastudium abgeschlossen, aber Jurist will er ganz sicher nicht werden. Ein paar Veröffentlichungen hat er vorzuweisen, darunter Übersetzungen älterer dänischer Dichtungen in der kurzlebigen, aber furiosen *Zeitung für Einsiedler*,

die Achim von Arnim 1808 in Heidelberg herausgegeben hatte. Damit steht er in ehrenvoller Gesellschaft: Schriftsteller wie Jean Paul, Fouqué, Tieck, Hölderlin, Uhland, Bettina Brentano und Friedrich Schlegel hatten ebenfalls zu dem angriffslustigen Blatt beigetragen, das sich – im Namen aller romantischen Schriftsteller – ein Scharmützel mit dem berühmten Homer-Übersetzer Johann Heinrich Voß und dem Verleger Johann Friedrich Cotta geliefert hatte. Würde ihm das in Weimar nutzen oder schaden? Goethe, den Wilhelm besuchen will, kennt beide Seiten persönlich. Cotta ist sein Verleger.

Am Abend macht Wilhelm auf halber Strecke in Naumburg Station, wo er zwei volle Tage auf die nächste Fahrt nach Weimar warten muss. Immerhin soll die neue Kutsche ein Verdeck haben, um die Kälte notdürftig draußen zu halten. Wilhelm nutzt die Wartezeit für einen Besuch bei der buckligen, halb blinden und halb tauben Benedikte Naubert, hochgepriesen nicht nur von seinem Freund Arnim und seinem Bruder Ferdinand. Sie hat sich als Autorin der weitverbreiteten Sammlung *Neue Volksmärchen der Deutschen* nur deshalb keinen Namen beim Publikum gemacht, weil ihre Bücher unter Pseudonym erschienen waren. In Literatenkreisen aber weiß man längst, wer sie ist und was sie schreibt. Für einen Autor, der sich für alte Geschichten interessiert und wissen will, wie andere sie höchst erfolgreich unters Volk bringen, ist der Besuch bei ihr ein Muss.

Sie empfängt den höflichen jungen Mann freundlich. Ihr Gatte, ein Kaufmann, bedankt sich immer wieder überschwänglich für die Ehre des Besuchs, was der Gast ziemlich albern findet. Sprechen sie über seine Arbeit? Erzählt Wilhelm

der alten Frau, dass auch er seit ein paar Jahren Märchen sammelt, gemeinsam mit seinem Bruder Jacob?

Erst am 11. Dezember, einem Montag, kommt er nachmittags um 3 Uhr in Weimar an. Er bezieht sein Quartier, wirft sich in Schale, so gut es eben geht, und lässt sich vor Goethes Haus bringen. Einlass findet er nicht. Der Hausherr sei krank, heißt es.

Immerhin hat er ein Empfehlungsschreiben des treuen Achim von Arnim dabei. Jacob und Wilhelm Grimm hatten ihn und Clemens Brentano bei der Arbeit am zweiten Band von *Des Knaben Wunderhorn* unterstützt – den ersten Band der Liedersammlung hatte Goethe wohlwollend rezensiert. Also gibt er Arnims Empfehlungsbrief an Goethes Haustür ab und zieht erst einmal weiter zur Witwe Johanna Schopenhauer, der Autorin und Mutter des damaligen Göttinger Studenten und späteren Philosophen Arthur Schopenhauer. Sie unterhält in Weimar an der Esplanade, der heutigen Schillerstraße, einen bemerkenswert liberalen Salon. Dort verkehren so unterschiedliche Gäste wie der alte Christoph Martin Wieland und der ebenso wüste wie fromme Dichter Zacharias Werner – Goethe hatte Werner, der angeblich nicht viel von Körperhygiene hielt, bei einem Essen am Frauenplan einmal vor allen Gästen demonstrativ zum Dichter gekrönt, indem er aus der Bratensoße Lorbeerblätter fischte und sie Werner auf den ungewaschenen Kopf drückte. Wilhelm hatte Werner schon einige Monate zuvor kennengelernt und herzlich unsympathisch gefunden.

Rechnet Wilhelm noch damit, dieses Mal endlich Goethe zu sehen? Ist er überrascht, als plötzlich ein Diener bei Johanna Schopenhauer erscheint, der ihm vom Frauenplan hin-

terhergeschickt worden ist? Jedenfalls wird der junge Besucher eingeladen, am selben Abend in Begleitung von Friedrich Wilhelm Riemer, Goethes treuem Helfer und ehemaligem Hauslehrer seines Sohnes August, das Weimarer Theater zu besuchen, Goethes Loge zu nutzen und eine Inszenierung des Lustspiels *Die deutschen Kleinstädter* des erfolgreichen Vielschreibers August von Kotzebue zu sehen. Am nächsten Tag erwarte ihn Goethe dann tatsächlich mittags zu einem Gespräch am Frauenplan, teilt ihm der Bote noch mit.

Wilhelm geht gern darauf ein und genießt den Besuch im Theater, dessen Architektur er bewundert. Er mag auch die Inszenierung. Vielleicht aber vergleicht er als Besucher aus dem dreimal so großen Kassel, der quiriligen Hauptstadt des in jeder Hinsicht modernen »Königreichs Westphalen«, auch die 7000-Einwohner-Stadt Weimar dezent mit dem fiktiven »Krähwinkel« des Kotzebue-Stückes. Und denkt sich sein Teil.

Am nächsten Tag besucht Wilhelm vormittags die Bibliothek und steht um 12 Uhr ein zweites Mal vor Goethes Tür. Diesmal darf er eintreten. Innen läuft er im Eingangsbereich vorbei an Statuen und auf die große Treppe zu, überschreitet oben endlich den schwarzen »Salve«-Schriftzug und geht durch einen weiteren Raum in ein neues Zimmer, in dem er auf den Hausherren wartet.

Der Zeitpunkt ist günstig. Keine zwei Monate zuvor, Ende Oktober 1809, war Goethes Eheroman *Die Wahlverwandtschaften* erschienen. Das Buch wird überall diskutiert. Auch Wilhelm hat den Roman sofort verschlungen, obwohl er, wie er Jacob am 28. Oktober nach Kassel schreibt, den Anfang schrecklich langweilig findet, den Rest aber »herrlich, rührend und von einer seltenen Gewalt der Darstellung«.¹

Wilhelms Kritik lässt Jacob in seinem Antwortbrief nicht gelten. Und er erzählt von Ferdinand, dem jüngeren Bruder und Sorgenkind der Familie, der alles schleifen lässt, auch Jahre nach der Schulzeit keinen Beruf ergreift und sich angeblich für nichts interessiert. *Die Wahlverwandtschaften* aber habe Ferdinand unbedingt lesen wollen und daher auf Kredit gekauft. Nur könne er es nicht bezahlen.

Das übernimmt dann Jacob, gerührt davon, dass sich der träge Bruder so über das brandneue Buch freut – alle anderen Bände in Ferdinands Besitz hatte dieser als schmutzige Scharteken aus aufgelösten Leihbibliotheken gekauft. Weniger glücklich ist Jacob dann mit Ferdinands Entscheidung, sich das neue Buch extravagant einbinden zu lassen, in Grün, Pfirsichrot, Dunkelrot und Schwarz.

Goethes Leser beschäftigt die indiskrete Frage, ob reale Personen Vorbilder für die Romanfiguren abgegeben hätten. Bettina Brentano, deren Mutter Maximiliane einst von Goethe angeschwärmt und mit ihren schwarzen Augen direkt im *Werther* verewigt worden war, lässt Goethe im November wissen, ein guter Bekannter, der Kasseler Architekt Daniel Engelhard, den Goethe von Weimar her kannte, sehe seinem fiktiven Berufskollegen in den *Wahlverwandtschaften* doch erstaunlich ähnlich. Das fällt auch anderen auf, zum Beispiel Jacob Grimm, einem Freund der weitverzweigten Engelhard-Familie.

Nun der Auftritt: Goethe kommt zur Zimmertür herein. Er empfängt Wilhelm ganz in Schwarz. Der Dichter hat zwei Orden angelegt, die er im vorigen Jahr erhalten hatte, einen französischen und einen russischen, und ist, wie Wilhelm an seine Freundin Johanna Steffens in Giebichenstein bei Halle

schreibt, »ein wenig gepudert«.² Dass der Weimarer Geheime Rat, obwohl ein »großer Mensch«, ihm gegenüber auch »sehr demütig« und »ohne alle Hoffarth« auftritt, rechnet er ihm hoch an – besonders weil Goethe »ein wenig frankfurtisch« mit ihm spricht, also ein bisschen wie Wilhelm selbst, der sich für seinen niederhessischen Zungenschlag in Berlin und Weimar sonst eher schämt.³

Was ist das für ein Treffen? Was für Männer, was für Ansichten, was für Interessen kommen da zusammen? Zunächst, ganz unverfänglich, könnten sie sich gut über Bibliotheken verständigen. Goethe leitet die Herzogliche Bibliothek im Grünen Schloss von Weimar, Wilhelms Bruder Jacob betreut in Kassel die Privatbibliothek von König Jérôme, Napoleons Bruder. Oder über das überall grassierende Interesse an mittelalterlicher Literatur, an Volksliedern und Märchen, das sie beide beschäftigt.

Einmal warm miteinander geworden, könnten sie über Napoleon und seine Eroberungszüge in Europa sprechen, denen auch das Kurfürstentum Hessen zum Opfer gefallen ist, Wilhelms Heimat, und vorsichtig die Meinung des anderen erforschen, wie stabil die französische Herrschaft wohl sei – in Hessen, in Europa, in Frankreich selbst. Ist die große gesellschaftliche Umwälzung von Dauer, die persönliche Freiheit, die des Gewerbes und der Religionen, die im Gefolge der Französischen Revolution in die Welt gekommen ist? Und fragt Goethe, der Frankfurter, nach Wilhelms Kindheit im nahen Hanau und Steinau, nach seiner Familie?

Das Leben der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm fällt in eine aufgeregte Zeit. Sie wachsen mit vier weiteren Geschwistern

auf, verlieren früh den Vater und damit einen großen Teil ihrer Sicherheit in einer Welt, die ohnehin im jähren Wandel ist. Sie müssen früh selbstständig werden und erfahren zugleich, was für ein Netz die Familie bedeuten kann, wie sie der Großvater und vor allem die Tante in Kassel auffangen und fördern, wie sie für die Grimm-Kinder alles einsetzen, was sie haben – Rat, Geld und Kontakte bis fast an die Spitze des hessischen Staates.

Jacob und Wilhelm: Wir denken sie uns zusammen, »die Brüder Grimm«, als gebe es nicht auch die anderen Geschwister: den eigensinnigen Ferdinand, den leichtlebigen Künstler Ludwig Emil, den verschlossenen Carl und nicht zuletzt die Schwester Charlotte, die große Lasten für den gemeinsamen Haushalt auf sich nimmt. Sie alle müssen sich, jeder auf seine Weise, dem stellen, was die Zeit der Revolution, der napoleonischen Kriege, der Restauration und schließlich der gärenden Unruhe in Deutschland von ihnen verlangt. Alle finden andere Antworten.

Und die lebenslange Partnerschaft von Jacob und Wilhelm, ihre große, echte Liebe zueinander, das eine Bett in der Schulzeit, die geteilte Stube im Studium, der gemeinsame Besitz von Büchern, Möbeln und Bildern, schließlich die Wohnung, in der Jacob ganz selbstverständlich mit Wilhelms bald fünfköpfiger Familie lebt, bekräftigt durch jeden Umzug? Sie arbeiten zusammen und auch jeder für sich. Sie bringen die Wissenschaft von der älteren deutschen Literatur mit Texteditionen, Aufsätzen und umfangreichen Grundlagenwerken entscheidend voran. Sie begründen mit ihrem *Deutschen Wörterbuch* ein Großprojekt, das erst ein Jahrhundert später abgeschlossen ist. Sie lehren in Göttingen und Berlin, werden

dabei ungewollt zum leuchtenden Beispiel für ein Bürgertum, das sich vom Adel nichts mehr sagen lässt und einen Verfassungsbruch nicht hinnimmt, auch und gerade wenn er von ganz oben kommt. Jacob Grimm steht dafür als Politiker ein: Er lässt sich 1848 in die Paulskirche wählen und stellt den ungeheuren Antrag, dass nicht nur jeder Deutsche prinzipiell frei sein solle, damals keine Selbstverständlichkeit, sondern auch jeder, der deutschen Boden betrete – hundert Jahre vor dem Grundgesetz mit seinem Asylrecht.

In ihrem weit gestreckten Netzwerk, das über Europa hinausgeht und in dem sich der wissenschaftliche Austausch mit dem persönlichen eng verschränkt, fangen Wilhelm und Jacob ihre Zeit ein, sodass wir noch heute in ihrem riesigen Briefbestand wie in einem Spiegel die Konturen von sieben Jahrzehnten europäischer Geschichte erkennen können. Ein Blick zurück, faszinierend und erhellend für die Ursprünge unserer Demokratie und unserer Gesellschaft. Und nach vorn, denn nichts von den Brüdern Grimm ist so lebendig geblieben wie ihre Märchensammlung. Schneewittchen, Rotkäppchen, Aschenputtel, Rumpelstilzchen, Hans im Glück, der Fischer und seine ehrgeizige Frau: Sie sind uns, zweihundert Jahre nach dem ersten Druck der *Kinder- und Hausmärchen*, längst in Fleisch und Blut übergegangen, und das so sehr, dass sie sich längst von den Originaltexten gelöst haben: Sie begegnen uns in Filmen, Comics und der Werbung, in Liedern und Fernsehserien, ohne dass der Name »Grimm« überhaupt fällt. Ein Frosch im Brunnen, sieben Kleinwüchsige im Wald, ein rußiges Mädchen an einer Feuerstelle, ein Zopf aus dem Fenster eines Turms: Wir verstehen jede Anspielung. Aber vom Leben der Grimms, von den vielen Verflech-

tungen mit ihrer Zeit, ist den meisten von uns nur wenig präsent.

Darum geht es in diesem Buch. Sein Ziel ist nicht, umfassend über Jacobs bahnbrechende linguistische, mythologische oder rechtshistorische Abhandlungen zu sprechen oder über Wilhelms Forschungen zu Runen und zum *Nibelungenlied*, über den Inhalt der Briefe, die beide mit Sprachforschern aus dem europäischen Ausland wechseln, oder die Vorträge darzustellen, die sie vor ihren Kollegen halten. Das riesige Werk der Brüder kann dieses Buch nur streifen. Es geht in ihm vor allem um die Geschichte von sechs Geschwistern an der Wende zum 19. Jahrhundert, als das alte deutsche Kaiserreich zerbrach und eine neue Ordnung noch weit entfernt war. Es geht um die europäische Geschichte jener Jahre und die Auswirkung ihrer politischen, wirtschaftlichen, industriellen und kulturellen Umbrüche auf eine besondere Familie. Und um das Glück des Zusammenseins und die Tragik, wenn einer dabei nicht mitmachen kann oder will.

Es geht darum, wie zwei manische Sammler die größte Seligkeit darin erkennen, immer neue Geschichten aufzustoßern, noch in den entlegensten Winkeln. Weil jede ihrer Arbeiten von dem Gedanken durchdrungen ist, dass in der Sprache, im einzelnen Wort schier alles steckt, was man benötigt, um die Welt zu erkennen und zu verstehen.

Vom Sammeln versteht man auch im Haus am Frauenplan viel, das sieht jeder Besucher auf den ersten Blick. Offensichtlich haben sich Goethe und Wilhelm Grimm viel zu sagen. Sie sprechen eine Stunde lang über das *Nibelungenlied*, altnordische Literatur, die *Edda* und Grimmelshausens *Simplicissimus*.

Goethe lässt sich entlocken, schreibt Wilhelm begeistert an Jacob, wie es um die realen Vorbilder für die Figuren in den *Wahlverwandtschaften* steht. Das werde er dem Bruder lieber mündlich mitteilen, verspricht er. Was er Jacob dann erzählt, bleibt ihr Geheimnis.

In den folgenden Tagen sieht er Goethe noch einige Male, auch zum Mittagessen im Haus am Frauenplan, das von ein Uhr bis halb vier stattfindet. Die Gäste essen Gänseleberpastete und Hasenbraten, Goethe trinkt viel, seine Frau trinkt noch mehr, und der Hausherr zeigt immer wieder leise brummend auf die Rotweinkaraffe auf dem Tisch, um auch den Gast zum Trinken zu nötigen.

Aber Wilhelm vergisst nicht, wozu er eigentlich nach Weimar gekommen ist. Jacob hatte ihn gebeten, nach zwei spätmittelalterlichen Manuskripten in der Bibliothek zu forschen, von denen er gehört hatte, und sie, wenn irgend möglich, nach Kassel zu entleihen. Goethe, der sich bis dahin so jovial gezeigt hat, zieht sich nun auf den Dienstweg zurück: Jacob solle ihm ein förmliches Schreiben schicken und die Handschriften für die Kasseler Bibliothek anfordern, dann werde er sehen, was sich machen lasse.

Wilhelm bleibt, mit einer kurzen Unterbrechung für eine weitere Bibliotheksfahrt nach Jena, bis zum ersten Weihnachtstag in Weimar. Dann fährt er weiter, wieder in einer gedeckten Kutsche, in die trotzdem eisige Kälte dringt, um auf dem Rückweg nach Kassel in Gotha seine Tante Henriette Zimmer zu besuchen, der die Geschwister Grimm so viel verdanken.

Seine Begeisterung für den Weimarer Dichter scheint unter der persönlichen Begegnung nicht gelitten zu haben, im

Gegenteil. Als er der Tante später ein Goethe-Porträt schenkt, kann er aus eigener Erfahrung sagen, der Dichter sei »einer der schönsten Köpfe auf der Welt«⁴. Und Jacob Grimm bekommt zu seinem Geburtstag am 4. Januar 1811 den Abguss einer Büste, die der Weimarer Bildhauer Carl Gottlob Weisser 1808 von Goethe angefertigt hatte.

Ernüchtert ist Wilhelm aber von der Begegnung mit Christiane Vulpius, die Goethe nach jahrelanger Liebesbeziehung und der Geburt des gemeinsamen Sohnes erst im Oktober 1806 geheiratet hatte. Der Besucher findet sie grob und gewöhnlich, nicht nur in seinen Augen steht sie offenbar in geistiger Hinsicht weit unter dem verehrten Dichter.

Spätere Generationen haben verständnisvoller über sie geurteilt, aber Zeitgenossen wie die eifersüchtige Bettina von Arnim reiben sich an ihr bis zum offenen Streit. Der eskaliert im September 1811 in Weimar während einer Ausstellung von Johann Heinrich Meyer, auf der es zwischen den Frauen bei einem Besuch zu Handgreiflichkeiten kommt – Bettina nennt ihre Widersacherin später eine »Blutwurst, die toll geworden ist«. Und während Goethe den Kontakt zu ihr und ihrem Mann für einige Zeit unterbricht – er greift den Vorwurf an seine Frau auf und nennt das Ehepaar umgekehrt nur »die Tollhäusler« –, hält der Goethe-Verehrer Wilhelm Grimm dennoch entschieden zu Bettina. Als die Tante Henriette Zimmer ein halbes Jahr später die Sache in einem Brief an ihn wieder aufwärmt, schreibt er im März 1812: »Die Geschichte von Göthes Frau wußt ich wohl, es ist eine gemeine Person, das sagt ich Ihnen schon damals, wie ich sie gesehen hatte. Die Frau v Arnim hat ihr eine Ehre angethan, wenn sie mit ihr gesprochen; sie hat mir alles selber erzählt.«⁵

Jacob und Wilhelm Grimm, eng befreundet mit dem Ehepaar Arnim und nachlassend befreundet mit Clemens Brentano, finden trotz dieser Loyalität zu den Romantikern immer noch einen Weg, mit Goethe in gegenseitigem Respekt umzugehen. Dabei hilft das Interesse des Weimarer Dichters an den Arbeiten der beiden, aber auch sein Wohlwollen für die Zeichnungen und Drucke des jüngsten Bruders Ludwig Emil Grimm – wie sehr ihm dessen Porträt Bettina Brentanos gefalle, hatte er Wilhelm schon 1809 in Weimar erzählt.

Ein enges Verhältnis, ein regelmäßiger Austausch, gar so etwas wie eine Freundschaft entsteht daraus nicht. Aber ein respektvolles Zunicken aus der Ferne. Für den Kontakt mit dem alt gewordenen Goethe ist das schon viel.





Dorothea und Philipp W. Grimm
(Georg Karl Urlaub, 1788)

1

OCHSENBRATEN FÜR DEN KAISER

HANAU UND DIE FAMILIE GRIMM

»LOHKÄSE, m., die in runde oder auch viereckige
form gepreszte gerberlohe«

(*Deutsches Wörterbuch*, Band 12, Spalte 1131)

Als ihm sein kleiner Enkel Jacob einen Artikel über das ferne Polen aus der Zeitung vorliest, weiß der alte Hanauer Kanzleirat Johann Hermann Zimmer, dass er es mit einem ungewöhnlichen Jungen zu tun hat. Ein aufmerksames Kind, das dem Pfarrer in der Kirche das Predigen abschaut und zu Hause auf einen Stuhl steigt, um nun selbst eine Ansprache zu halten. Ein überaus höfliches Kind, das, noch nicht fünf Jahre alt, den Besuch der Großeltern anstelle der verreisten Eltern empfängt und wortreich bedauert, dass es ihnen leider keinen Spargel anbieten könne, aber vom kalten Braten sei dafür noch ein großes Stück da. Ein sehr mitteilbares Kind, das mit elf Monaten, wie seine Mutter schreibt, den ganzen Tag vor sich hin schwätzt – wenn man es nur verstünde!, seufzt sie.

Der kleine Jacob Grimm amüsiert die Erwachsenen nicht nur, er wird von ihnen auch nach Kräften gefördert.

Juliane Schlemmer, seine verwitwete und kinderlose Tante, die damals auch in Hanau lebt und die er jeden Tag in ihrem kleinen gelben Haus in der Fahrgasse besucht, bringt ihm früh das Lesen bei. Jacob sitzt am Tisch, die Tante bei ihm. Sie trägt auf dem Kopf eine weiße Haube mit blauem Band, in der Hand einen Elfenbeinstab und manchmal auch eine Nadel. Sie zeigt auf die Stelle in der Fibel, die Jacob entziffern soll, oder sie sticht dort mit der Nadel ins Buch, das davon am Ende lauter kleine Löcher hat. Lesenlernen ist eine ernste Angelegenheit, bei der auch das Buch mit dem schönen farbigen Titelbild – es zeigt Kinder beim Seifenblasenspiel – nicht geschont wird.

Dass die Tante Schlemmer eine Schwäche für den wachen Jacob, ihren Patensohn, hat, entgeht seinem jüngeren Bruder Wilhelm nicht. Auch der Großvater hat die Bildung des Enkels im Blick, vielleicht ein bisschen vor der Zeit: Er schenkt bereits dem Wickelkind ein Universallehrbuch¹ in Katechismusform, aus dem Jacob später entnehmen kann, dass es Gott selbst war, der den Königen und Fürsten ihre Macht verliehen hat.

Fast auf den Tag genau drei Jahre, nachdem der Großvater seine Widmung 1786 für den Enkel in das kluge Buch geschrieben hat, stürmt das Volk von Paris die Bastille, weitere dreieinhalb Jahre später muss der von Gott zum Herrscher bestimmte König Ludwig XVI. den Kopf auf die Guillotine legen. Die Szene beschäftigt auch die Kinder im fernen Hessen: Als Jacob und Wilhelm alt genug sind, um zeichnen zu lernen, fertigen sie 1797 (wohl nach dem berühmten Stich von Fious) gemeinsam in stundenlanger Arbeit ein farbiges Bild an, das die Hinrichtung des Königs umgeben von einer

riesigen Menschenmenge zeigt, in dem Moment, in dem der Henker den Zuschauern den frisch abgeschlagenen Kopf präsentiert. Den Blutstrahl, der sich daraus ergießt, vergessen sie nicht.

Jacob Grimm, geboren am 4. Januar 1785 in Hanau, wächst mit fünf Geschwistern auf. Drei weitere, ein älterer Bruder und zwei deutlich jüngere, sterben schon nach kurzer Zeit, was damals leider keine Seltenheit war. So rückt Jacob auf. Er ist nun der Älteste und wird alle anderen überleben: seine Brüder Wilhelm, Carl, Ferdinand und Ludwig Emil und auch seine Schwester Charlotte. Er wird nach dem Tod der Eltern, eigentlich schon nach dem frühen Tod des Vaters – da ist er elf Jahre alt –, in die Rolle des Familienoberhaupts hineinwachsen.

Jahrzehnte später spricht er in einer Rede zum Andenken an seinen liebsten Bruder Wilhelm Grimm von der grundsätzlichen Nähe, die Geschwister zueinander hätten, weil sie – anders als Eltern und ihre Kinder – gemeinsam jung sind und miteinander altern, ein Leben lang. Er spricht aber auch offen darüber, dass die Geschwisterliebe nicht immer gleichmäßig und schon gar nicht gerecht verteilt ist: Er selbst und der nur 13 Monate jüngere Wilhelm, geboren am 24. Februar 1786, hätten sich sehr nahegestanden, »gleich gekleidet und stets zusammen rückend«². Sie blieben ein Leben lang unter einem Dach, sogar nach Wilhelms Heirat. Auch die jüngeren Brüder Ferdinand und Ludwig Emil seien miteinander sehr eng gewesen. Dazwischen aber stand Carl, geboren 1787 – »wenn ich seiner gedenke«, schreibt Jacob, »trübt sich die seele mir, dasz er sein ganzes leben hindurch alleinstehend mehr auf sich selbst angewiesen war«. Man könnte das allerdings getrost

auch von Carls jüngerem Bruder Ferdinand sagen. Und in mancher Hinsicht von der Schwester Charlotte. Die Familie lebt in Hanau, im Zentrum der einst unabhängigen Grafschaft östlich von Frankfurt, die 1736 aber an den Landgrafen von Hessen-Kassel gefallen ist. Die Stadt ist zweigeteilt: An die tropfenförmige Altstadt schmiegt sich die barocke Anlage der seit 1597 angelegten Neustadt mit dem ungewöhnlich großen Marktplatz vor dem Rathaus und ihrem schachbrettartigen Straßennetz, erbaut auf einem gerodeten Waldstück von ins Land gerufenen Calvinisten. Die Hausfassaden sind prächtig, nach hinten heraus bauen einige Bewohner ihr Gemüse an. In der Neustadt leben doppelt so viele Menschen wie in der Altstadt.

Beide Teile haben ihre eigene Verwaltung, vereinigt werden sie erst 1821. Die Grimms leben anfangs diesseits, dann jenseits der Grenze zwischen den beiden zusammengewachsenen Quartieren: Die erste Wohnung ist am Paradeplatz, die zweite beziehen sie 1787 oder 1788 in der Langen Gasse in der Neustadt. Auf der anderen Straßenseite werden auf einem kleinen Platz seit jeher Schweine gehandelt – heute ist da ein Spielplatz mit Turngeräten im Ferkeldesign.

Auch die Familie Grimm hält Tiere zu Hause. Als ihr Mann Philipp Grimm im Sommer 1784 auf einer Dienstreise ist, schreibt ihm die mit Jacob schwangere Dorothea Grimm glücklich von der Henne, die 14 muntere Küken ausgebrütet habe – ein gutes Vorzeichen. Dorothea hat sie in die obere Etage ihres Wohnhauses mitgenommen, damit die Katze sie nicht holt.

Das ist der allererste Kosmos der Kinder, der Mittelpunkt ihrer Welt, die sich ständig erweitert. Zwar ist die

Schwester Charlotte noch nicht geboren, als die Familie im Frühjahr 1791 Hanau verlässt, und der damals einjährige Ludwig Emil hat später keine Erinnerungen mehr an die Stadt, auch bei Ferdinand und Carl ist es unwahrscheinlich. Ihr älterer Bruder Wilhelm aber wird sich an einen rot blühenden Pfirsichbaum im Nachbargarten erinnern und an einiges mehr. Und Jacob – das eine Jahr, das er dem Bruder voraushat, macht seine Erinnerung an Hanau weitaus reicher – weiß von einem hellroten Elternhaus mit gelbbraunen Türen, auf dessen engem Hof Holz gesägt wird und Hühner gehalten werden, von Nachbarn wie dem Handschuhmacher Femel, der ihm Stofffetzen zum Spielen schenkt, von der wohlhabenden Familie Serrurier mit den vielen blonden Töchtern und den blank geputzten Vogelkäfigen in der Wohnstube, von Mamsel Stapfern, von Leutnant Zoll und vom Kürschner Anton, der ein graues Haus in der Fahrgasse bewohnt. Er erinnert sich noch Jahrzehnte später an den elenden Gestank des in der Nachbarschaft zum Trocknen aufgestellten Lohkäses, dieses armseligen Brennstoffs aus gepressten Pflanzenfasern, die vorher zum Gerben benutzt worden waren.

Im Wohnhaus der Grimms zeigen die Tapeten im Besuchszimmer im Erdgeschoss eine Gruppe von Jägern. Eigentlich bewohnt wird vor allem das erste Obergeschoss, in dem es ein Kinderzimmer gibt, aus dessen Fenster Jacob den Apfelbaum auf dem Nachbargrundstück sieht. Und vielleicht das Tschilpen der Hühnerküken im Nebenzimmer hört.

Jacob und Wilhelm nehmen Französischunterricht und gehen Hand in Hand von der Langen Gasse über den gewaltigen Marktplatz, der mit Sand bestreut ist und auf dem ein Jahrhundert später ein großes Denkmal für sie beide auf-

gestellt werden wird. Sie erhalten Tanzunterricht, der zum schnarrenden Klang einer einzelnen Geige erteilt wird, und besuchen kurz eine öffentliche Schule – Jacob staunt über die gelbe Tinte eines seiner Mitschüler, und sein dringender Wunsch, damit schreiben zu dürfen, wird ihm erfüllt. Dass der Lehrer einen Namen trägt, der für ihn wie »Kakewein« klingt, amüsiert den Fünfjährigen sehr.

Was noch ist Jacob in Erinnerung geblieben? Einmal, im Winter, werden Münzen erhitzt und an die eingefrorene Fensterscheibe gelegt, wo sie eine kreisrunde Öffnung freischmelzen. Zu Weihnachten bekommen die Kinder eine Puppenküche und Bleisoldaten in Weiß, Rot und Blau. Aus bunten Papierbögen schneidet Jacob die darauf gedruckten goldfarbenen Tiere aus und freut sich besonders am Einhorn – später erzählen er und Wilhelm in ihrer Märchensammlung vom »tapferen Schneiderlein«, das mit einer List ein im Wald herumrasendes Einhorn fängt, um schließlich die Königstochter zu heiraten.

Am Ofen in der Wohnstube wird Jacob gewaschen, die Mutter knackt ihm die Läuse im Haar und gibt den einzelnen Tieren militärische Ränge: Mal ist eine Laus ein einfacher Soldat, mal ein Fähnrich. Am Ende werden die Toten gezählt.

Die Mutter: Dorothea Grimm, geboren 1755 in Kassel als Dorothea Zimmer, lebte seit 1763 in Hanau und heiratete, vergleichsweise spät, mit 27 Jahren den aufstrebenden Verwaltungsbeamten Philipp Wilhelm Grimm, der sie, so erzählte man sich in der Familie, einem anderen Bewerber ausspannte und sich mit ihr im Hanauer Schlosspark verlobte. Dass sie als junge Frau auf der Bühne gestanden hatte, in Christian Fürchtegott Gellerts Fünfpersonenstück *Sylvia*, in dem es um zwei Paare geht und einen Außenseiter, der am

Ende im Liebesreigen übrig bleibt, erzählt sie ihren Kindern gern. Und sie spricht ihnen vor, was sie von ihrer Rolle noch im Gedächtnis hat. Vielleicht die Liebeslehre der Schäferin Sylvia, die sich dem Geliebten gegenüber absichtlich kühl zeigt: »Kurz, eine Schäferin muß Anfangs strenge scheinen. Und was ihr Herz bejaht, muß doch ihr Mund verneinen.« Oder hält es Dorothea mit der Schäferin Galathee, die ihrer Freundin rät: »Verlaß den Eigensinn. Du thust Dir selbst Gewalt. Wer glücklich lieben will, liebt dauerhaft und bald«? Findet sie, was sie als Amateurschauspielerin auf der Bühne im Schäferstück über die Liebe gelernt hatte, in ihrer Ehe wieder, wenigstens ein bisschen? Jedenfalls erleben ihre Kinder die schwer arbeitende Frau in ruhigeren Momenten mit einem Buch in der Hand, am liebsten mit Samuel Richardsons langatmigem Roman *Geschichte Herrn Carl Grandison*. Die unstillbare Leselust ihrer Kinder wird ihr gefallen haben.

Philipp Wilhelm Grimm ist kein zärtlicher Schäfer, sondern aufstrebender Jurist und bereits Stadtschreiber der Hanauer Altstadt mit einem ordentlichen Jahresgehalt von 711 Gulden, als er 1783 Dorothea Zimmer heiratet. 1787 wird er zum Stadtsekretär befördert und arbeitet auch im Gericht – er gilt etwas in der Stadt. 1788 lässt er sich selbst, seine Frau und den dreijährigen Jacob in Öl malen, kein Gesamtfamilienbild (Jacobs jüngere Geschwister fehlen sowieso), sondern drei einzelne Porträts. Der Vater erscheint dort schmal und auffallend jung trotz der hohen Stirn, die Mutter etwas fülliger. Der kleine Jacob aber steht in einer blumenreichen Fantasielandschaft im niedlichen Kostüm an einen Stein gelehnt, um den Hals eine riesige Krause. In seiner linken Hand hält er eine Blume. Auch er schaut ernst und würdig.

Lange Zeit glaubt man in der Familie, der Junge werde einmal Pfarrer werden, so wie sein Großvater. Friedrich Grimm predigte 47 Jahre lang als reformierter Pfarrer an der Katharinenkirche im etwa 45 Kilometer entfernten Ort Steinau – es heißt, innerhalb der Kirche lägen zahlreiche Familienmitglieder begraben und dass der Pfarrer Grimm, um vom Altar zur Kanzel zu gelangen, über die Grabplatte seiner im Kindbett verstorbenen Ehefrau Christine hätte laufen müssen. Er hätte es gern gesehen, wenn Philipp Wilhelm auch Geistlicher geworden wäre. Den Wunsch erfüllte ihm sein Sohn nicht.

Die Familie Grimm ist also väterlicherseits in Hanau und Steinau verwurzelt, die Mutterseite aber ist in Kassel und Umgebung zu Hause. Dorotheas Vater Johann Hermann Zimmer stammt aus dem nordhessischen Dorf Weißenborn. Als Zwölfjähriger wird er nach Kassel geschickt, um dort zur Schule zu gehen. Eigentlich soll sein Onkel, ein Diakon in der Kasseler Unterneustadt am rechten Ufer der Fulda, auf den Jungen achtgeben. Doch dann gibt es einen Skandal: Eine Angestellte des Geistlichen wird von ihm schwanger, und er muss die Stadt verlassen. Sein kleiner Neffe bleibt zurück.

Johann Hermann Zimmer beißt sich durch. Sein Leben lang hält er viel auf Bildung und einen guten Schreibstil, auch bei seinen Enkeln. Er arbeitet in der Regierungskanzlei in Kassel, heiratet eine Kasselerin und wird Vater einiger Kinder, darunter die Töchter Dorothea, Henriette Philippine und Johanna Margrethe. Dorothea wird später die Mutter der Grimm-Kinder. Johanna (»Hannchen«) bleibt beim Vater. Henriette, genannt »Tante Zimmer«, laut einem Jugendporträt eine ausnehmend schöne Frau, bleibt ebenfalls unverhei-

ratet. Sie wird Kammerfrau bei der späteren hessischen Landgräfin Wilhelmine Caroline und nutzt ihren Einfluss bis zu ihrem Tod im Jahr 1815 für ihre Schwester und deren Kinder.

Johann Hermann Zimmer, der Großvater der Geschwister Grimm, liebt die Stadt an der Fulda. Er arbeitet im trutzigen Renthof beim Landgrafenschloss, in dem später seine Tochter, die Kammerfrau, wohnen und das seine Enkel in ihrer Schulzeit in Kassel besuchen werden. Als Zimmer aus dienstlichen Gründen 1760 nach Hanau ziehen muss und bald darauf bei vollen Bezügen in den Ruhestand geschickt wird, schwärmt er noch zwei Jahrzehnte später seinem Schwiegersohn gegenüber von Kassels Reizen und warnt ihn zugleich: Sollte er den ehrwürdigen Renthof besuchen, könne es sein, dass ihm dort ein Gespenst begegne – nämlich er selbst, der Schwiegervater, den es im Traum öfter wieder dorthin trage. Aber, beruhigt er Grimm, sein Spuken habe bestimmt keine schlimmen Folgen.

Wie wird der Schwiegersohn das aufgenommen haben? Hatte er Sinn für solche Scherze, für den leicht überdrehten Ton des Älteren? Die Briefe verraten es nicht. Überhaupt ist der Vater der Grimm-Geschwister, sicher auch wegen seines frühen Todes, für uns viel schwerer zu fassen als die Mutter. Den Kindern oder zumindest seinem Ältesten gegenüber scheint er aufmerksam und interessiert gewesen zu sein. Er könne sich an keine vom Vater erhaltenen Schläge erinnern, sagt Jacob, und das in einer Zeit, in der diese Form der Züchtigung im Schulzimmer wie auch zu Hause durchaus üblich gewesen ist – eine Rute habe allerdings gut sichtbar an der Wand gehangen, meint Jacob. Im Märchen vom *Tischgen deck dich*, das die Brüder Grimm 1812 in die Welt schicken,

greift dagegen der jähzornige Schuster (in späteren Ausgaben wird er Schneider sein) zu seinem an der Wand hängenden Stock, um seine Söhne durchzuprügeln.

Wie also war der Vater? Was sein Sohn über ihn schreibt, ist entlarvend und rührend zugleich. Denn Jacob liefert ein kaum verhülltes Selbstporträt: Philipp Wilhelm Grimm war »ein höchst arbeitsamer, ordentlicher, liebevoller mann; seine stube, sein schreibtisch und vor allem seine schränke mit ihren sauber gehaltenen büchern«³, all das, sogar das Rot und Grün der Einbände in der Bibliothek, steht dem Sohn noch Jahrzehnte später lebhaft vor Augen. Als Jacob das schreibt, für eine 1831 erschienene autobiografische Skizze, ist ihm sein eigenes Arbeitszimmer schon mehr und mehr zum Rückzugsort geworden, vollgestopft nicht nur mit Büchern, sondern auch mit Erinnerungsstücken und Familienporträts: das Allerheiligste.

Beide Brüder, Jacob und Wilhelm, erinnern sich an einen Ausflug nach Bergen bei Frankfurt, den sie im Herbst 1790 unternehmen, ihrem letzten Herbst in Hanau. Der Anlass ist bedeutend. Nachdem am 20. Februar der römisch-deutsche Kaiser Joseph II. kinderlos gestorben war, kamen in Frankfurt von weit her die Vertreter des schon morschen Reichs zusammen, um Josephs Nachfolger zu wählen. Eine Formsache, denn Josephs Bruder Leopold stand längst als neuer Kaiser fest. Worum ging es dann? Warum brachte der Mainzer Kurfürst 1500 Gefolgsleute mit nach Frankfurt, darunter eine Amme und einen »Kapaunenstopfer«, zuständig für das zwangsweise Füttern kastrierter Masthähne? Warum zog Franz Georg Karl Graf von Metternich-Winneburg mit 98 Kutschen in die Stadt ein und führte nicht nur Kleidung

für 10 000 Gulden mit sich, sondern auch seinen siebzehnjährigen Sohn Klemens, den späteren Strippenzieher Europas und Widersacher Napoleons? Warum die ausgelassenen Feste für die Adligen und für das Volk, die pompösen Aufmärsche, das peinliche Beachten des uralten Zeremoniells vor, während und nach der Krönung?

Das Reich, das sich in Frankfurt wochenlang feierte und dabei immer wieder auf seine Ursprünge seit Karl dem Großen berief, war innerlich längst an seinen Gegensätzen zerbrochen, spätestens seit das aufstrebende Preußen zum Rivalen Österreichs geworden war. Hinter dem schönen Schein war kaum etwas an politischer Substanz geblieben. Aber umso schöner war eben dieser Schein, war die Illusion, dass die Institutionen des Reichs noch die alte Bedeutung hätten.

Sie strengten sich so an, all die Repräsentanten des Reichs, die Kurfürsten, Reichsgrafen, die niederen Adligen und die Stände, die in Momenten wie diesen ihre eigene festgeschriebene Rolle in einem fast sakralen Gebilde einnahmen! Sie gaben verschwenderische Feste, wie etwa der mährische Fürst von Olmütz, der für 20 000 Gulden im Innenhof des prächtigen Gasthofs »Zum roten Haus« auf der Frankfurter Geschäftsstraße Zeil einen eigenen Saal errichten ließ, mit Gemälden, Girlanden und Spiegeln, im Zentrum ein Porträt des neuen Kaisers, zur Freude einiger Hundert Gäste. Vertreter des Reichs warfen Gedenkmünzen in die Menge auf dem gesteckt vollen Römerberg und ließen dort einen Weinbrunnen laufen wie im Schlaraffenland im Märchen. Und wussten nicht, dass sie einem Spektakel beiwohnten, das nicht lange Bestand haben würde – Leopold II. starb überraschend keine zwei Jahre später, sein Sohn und Nachfolger Franz

würde die Krone nach weiteren 14 Jahren niederlegen und das Reich damit aufhören zu existieren.

Der Pfarrerssohn Karl Heinrich Lang, ein Augenzeuge der Feierlichkeiten von 1790, der Jahrzehnte später seine geheimen Memoiren verfasste (die er zu Lebzeiten – er starb 1835 – lieber unveröffentlicht ließ), will schon während der Krönung die Zeichen erkannt haben: Er sieht eine faden-scheinige Komödie. Das fängt mit dem Kostüm an. »Der Kaiserornat sah aus, als wär' er auf dem Trödelmarkt zusammengekauft, die kaiserliche Krone aber, als hätte sie der allerungeschickteste Kupferschmied zusammengeschmiedet, und mit Kieselstein und Glasscherben besetzt, auf dem angeblichen Schwert Karls des Großen war ein Löwe mit dem böhmischen Wappen«, findet der Spötter, der als Gefolgsmann des Fürsten von Oettingen-Wallerstein im Dom zugegen ist. Der kahle Thron erinnert ihn an eine »Hennensteige«, eine Art schmale Treppe. Nach der Krönung geht der Kaiser in seinem »abgeschabten Mantel« und den »alten Kaiserpantoffeln« den traditionellen Prozessionsweg vom Dom zum Römer, dem Frankfurter Rathaus. Auf dem Boden liegen Bretter, bedeckt mit rotem Stoff. Knapp hinter ihm aber stürzen sich die Zuschauer schon auf das Tuch und reißen oder schneiden sich Stücke davon ab, bisweilen gefährlich nah am Kaiser, der dabei, so fürchtet – oder hofft? – der Berichterstatter, ins Fallen geraten könnte.

Dann speist der Kaiser im Römer. Aber das Zeremoniell verlangt, dass draußen auf dem Markt ein Ochse in einem Unterstand gebraten wird und der Monarch das erste Stück bekommt. Also reitet der dafür vorgesehene Erbtruchseß des Reiches, gehüllt in einen goldenen Mantel, vom Römer zum

Unterstand. Sein Begleiter, der missmutige Karl Heinrich Lang, holt ihm ein halb rohes Stück Fleisch aus der Hütte, wo »pestilenzialischer Gestank« herrscht, legt es auf eine große silberne Platte und trägt es dem zurückreitenden Grafen voraus. Hinter ihm stürzt sich das Volk auf den Ochsen, und unter dem Andrang kracht die Brathütte zusammen. Für den jungen Lang ist das »ein Sinnbild, wie es dem heiligen Reiche in der Kürze bald selbst ergehen sollte«. Sein Resümee: »Nichts konnte ein treueres Bild der eiskalt erstarrten und kindisch gewordenen alten deutschen Reichsverfassung geben, als das Fastnachtsspiel einer solchen in ihren zerrissenen Fetzen prangenden Kaiserkrönung.«⁴ Auf die jungen Grimms wird genau dieses Spektakel seine Wirkung nicht verfehlt haben.

Auch Wolfgang Amadeus Mozart ist nach Frankfurt gereist. Er bleibt knapp drei Wochen in der Stadt, gibt am 15. Oktober ein Konzert und ärgert sich über den schlechten Besuch. Daran sei ein großes Manöver der hessischen Truppen schuld, schreibt er an sein »liebstes Herzens-Weibchen« Constanze, denn die Leute interessieren sich offenbar mehr für den Aufmarsch der Soldaten als für sein festliches »Krönungskonzert« in D-Dur.

Tatsächlich war das Manöver des Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen-Kassel spektakulär, eine Machtdemonstration, die über die Grenzen des Reiches hinaus zielte und zugleich mitten hinein. Indem er vom 23. September bis zum 17. Oktober 8000 Mann in Bergen aufmarschieren ließ, gab er einer Bitte des Mainzer Kurfürsten nach, die Kaiserwahl in Frankfurt militärisch abzusichern – schließlich wusste niemand, was den Revolutionären im benachbarten Frankreich

so einfallen würde. Den französischen Theaterensembles, die sich während der Feierlichkeiten in Frankfurt aufhielten, wurde jedenfalls eingeschärft, keine aufrührerischen Stücke aufzuführen.

Zugleich brachte sich der Landgraf in Stellung: als Anwärter auf einen Platz im Gremium der Kurfürsten, jener Herrscher, die nach alter Sitte den Kaiser wählten. Für diesmal nutzte es ihm nichts, später bekam er seinen Willen. Es sollte aber bis 1803 dauern, bis aus dem Landgrafen Wilhelm IX. schließlich der Kurfürst Wilhelm I. wurde. Nur hatte in der Agonie des dahinsiechenden Reiches der Titel da längst seine Bedeutung verloren.

Am 11. Oktober 1790 aber empfängt Wilhelm noch als Landgraf den neuen Kaiser in seinem Militärlager, das sich kilometerweit erstreckt. »Man sahe«, schreibt der hessische Hauptmann Wiederhold in seinem 1791 in Kassel erschienenen Erinnerungsbuch, »ein über sein neues Oberhaupt jauchzendes Volk, das, stolz auf seine Staatsverfassung, die Gesetze verehrt.« Da will das hessische Corps natürlich nicht nachstehen, »dessen größter Stolz darin besteht, den Bürger des Staats im ruhigen Genuß seines Eigenthums zu schützen«.⁵

Verstehen Jacob und Wilhelm Grimm das Schauspiel, das sich ihnen bietet? Sie nehmen die in der Sonne blitzenden Gewehre der hessischen Soldaten wahr, sie hören die Kanonenschüsse – der Salut geht hin und her von Bergen nach Frankfurt und zurück, und sie erschüttern wahrscheinlich den Wagen, mit dem die Familie ihren Ausflug zur Krönungsfeier in so unruhigen Zeiten angetreten hat. Auch die Tante Zimmer, Kammerfrau bei der hessischen Landgräfin Wilhelmine Caroline, ist aus Kassel angereist. Wo sie einmal da sind, be-

suchen die Grimms noch die Großstadt Frankfurt mit ihren etwa 30 000 Einwohnern, und Jacob staunt dort in den belebten Gassen über die Fenster, die mit schwerem Eisen eingefasst sind.

Die Welt der jungen Grimms in Hanau ist seit dem Zweiten Weltkrieg vollständig verschwunden. Die Innenstadt wurde durch die Bomben des Zweiten Weltkriegs dem Erdboden gleichgemacht. Kein Gebäude, das in engerem Bezug zu ihrem Leben stand, ist geblieben, keines der beiden Häuser, in denen sie wohnten, auch nicht das der Tante Schlemmer und nicht das des Großvaters.

Dafür pflegt Hanau heute die Erinnerung an die Familie Grimm mit überall angebrachten Hinweistafeln im Stadtbild, mit Ampelmännchen in Gestalt von Jacob und Wilhelm und Skulpturen, die an einzelne Märchen erinnern. Ein stählernes Schneewittchen in der Nähe des Markts hat eine Schale vor Augen, in der ursprünglich Metalläpfel lagen, die irgendjemand mitgenommen hat. Nun kommt es vor, dass an Markttagen plötzlich echte Äpfel dort liegen, wie um das eingefrorene Märchen wieder in Gang zu bringen.

Die im Krieg weitgehend zerstörte, später wieder errichtete Marienkirche erinnert noch an Friedrich Grimm, den Urgroßvater der Grimm-Kinder, der dort predigte. Und natürlich das schöne Schloss Philippsruhe, ein Ausflugsziel der Familie, in dem heute eine Ausstellung an die Grimms erinnert und in dessen Parkanlage jedes Jahr Märchenstücke auf die Bühne gebracht werden. Und in Bergen erinnert eine »Leopoldssäule« an das Heerlager, das der Landgraf von Hessen-Kassel für den Kaiser eingerichtet hatte.

Viele Jahre nach der Hanauer Zeit, im März 1814, als er auf dem Weg nach Paris ist, um dort als Mitglied der kurhessischen Delegation die von den Franzosen geraubten Kunstgegenstände zurückzuholen, besinnt sich Jacob unterwegs in einem kleinen Text auf die allerersten Jahre seiner Kindheit. Viel ist seither geschehen: der Verlust der Eltern, Napoleons Siegeszug, der Untergang des römisch-deutschen Kaiserreichs, Kriege, Teuerung, Not, Besatzung der Heimat und Befreiung, Sorge um Freunde und Verwandte, die Soldaten geworden sind. Er blickt zurück auf Erfolge in der Wissenschaft und im Dienst zweier Herrscher, die Freundschaft mit berühmten Männern, er gilt etwas in seiner Welt.

Doch all das ist wie weggewischt, wenn Jacob an eine winterliche Dienstreise seines Vaters zurückdenkt. Der Vater fährt mit der Kutsche in ein benachbartes Dorf und nimmt seinen damals wohl fünfjährigen Sohn mit. Sie kommen aus der Kälte in eine aufgeheizte, beleuchtete Bauernstube, der Vater verhandelt, alles zieht sich hin. Schließlich, es ist schon Nacht, machen sie sich auf den Rückweg. »Das Rollen der Räder, der Schnee und die laublosen Bäume fallen mir noch immer ein, wenn ich jetzt im Winter reise und ich denke mir noch beim Vater zu sitzen und alles andere sey ein Traum.«⁶





Der Biengarten bei Steinau
 (Detail aus Ludwig Emil Grimm:
 Reisetagebuch in Bildern, 1850)